

Die Steinklopfer : Novelle [Fortsetzung]

Autor(en): **Saar, Ferdinand von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 23

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672992>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 1. September 1938

Heft 23

Sommernacht.

Der laute Tag ist fortgezogen,
Es kommt die stille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tausend Sterne auf.
Und wo sich Erd' und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu scheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und schwebet hin von Land zu Land,
Das ist ein leises Liebesküssen,
Das Herz dem Herzen zugesandt,
Das im Gebete aufwärts steigt,
Wie gute Engel, leichtbeschwingt,
Das sich zum fernen Liebsten neiget
Und süße Schlummerlieder singt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote sein,
Ein Vogel es dem andern singet,
Und alle Bäume rauschen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken,
Und auf der Erde nah und fern
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

o Nacht, wo solche Geister wallen
In Mondenschein, auf lauer Luft!
o Nacht, wo solche Stimmen schallen
Durch lauter reinen Blütenduft!
o Sommernacht, so reich an Frieden,
So reich an stiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geschieden,
Du führst sie einander zu.

Robert Reinick.

Die Steinklopfer.

Novelle von Ferdinand von Saar.

(Fortsetzung.)

Sie hatten die Hütte erreicht. Drinnen umlagerten die anderen, aus schadhafteu Näpfen essend, bereits den Herd, an welchem der Aufseher stand, die Arme aufgekämpelt und mit vorgebundener Schürze. Er war eben im Begriffe, ein mächtiges Bratenstück anzuschneiden, dessen brenzlicher Duft den Eintretenden entgegen schlug und Georg einen unwillkürlichen

Seufzer entlockte. Auch die übrigen blickten gierig nach dem fettriefenden Fleische und nahmen der Reihe nach ein Stück davon in Empfang, das sie von der Faust weg verzehrten. Einige legten Geld dafür nieder; bei den meisten jedoch machte der Aufseher ein Zeichen in ein kleines Büchlein. Georg hatte von Tertschka einen Napf erhalten; damit näherte er sich nun dem Herde. Der Auf-

seher sah ihn befremdet an. Endlich entsann er sich. „Aha, der Knirps von gestern!“ rief er. „Nun, hast du etwas gearbeitet?“

„Ja, Steine hab' ich zerschlagen.“

„Und nun hast du Lust, zu essen. Was willst du?“

„Ich möcht' Euch um Grüße und Kartoffeln bitten.“

Der Aufseher tat ihm das Verlangte in den Napf und nahm das Papier in Empfang, das ihm Georg hinreichte. „Du wirst doch auch ein Stück Braten wollen,“ sagte er dann.

Das war nun eine gewaltige Versuchung für den Armen. Aber er gedachte der Warnung Tertschkas und erwiderte, während der andere schon das Messer ansetzte: „Nein, ich esse kein Fleisch.“

„Was? Bist du ein Knicker? Bei deinem verhungerten Aussehen solltest du froh sein, etwas ordentliches in den Leib zu kriegen.“

„Er hat das Fieber; das fette Fleisch könnt' ihm übel bekommen,“ sagte Tertschka hinzutretend; denn sie fühlte, daß es dieser barschen Aufdringlichkeit gegenüber die Willenskraft Georgs zu stützen galt.

„Halt dein Maul!“ schrie der Mann. „Wer hat dir gesagt, was ihm wohl oder übel bekommt? Miß' dich nicht in Dinge, die dich nichts angehen!“ Und zu Georg gewendet fuhr er fort: „Also willst du, oder willst du nicht?“

Diese Worte klangen wie ein Befehl, das lockende Gericht nicht zurückzuweisen. Aber der Schüchterne nahm all seinen Mut zusammen und erwiderte: „Sie hat recht, ich darf das Fleisch nicht essen.“

„Nun, so laß es sein!“ schrie der andere giftig, indem er das Messer beiseite warf. „Bitten werd' ich dich nicht.“ Und da Georg vor ihm stehen blieb, fragte er: „Auf was wartest du noch?“

„Ihr sollt mir herausgeben,“ antwortete jener stockend.

„Ja, ja, ja!“ rief der Aufseher. „Glaubst du, ich werde die lumpigen paar Kreuzer behalten?“ Und damit warf er ihm den Rest in Kupfermünze hin und drehte ihm verächtlich den Rücken. Georg, den Napf in der einen Hand, las mit der anderen mühsam die umherrollenden Geldstücke auf; dann setzte er sich in einen Winkel und begann sein karges Mahl zu verzehren, das mittlerweile schon ziemlich kalt geworden war. Er sah dabei, wie der Aufseher eine grünliche Flasche ergriff und einigen Verlangenden Branntwein in ein kleines

Glas goß, welches, geleert und wieder gefüllt, von Mund zu Mund wanderte. Er aber verträstete sich auf den Abend, den Worten Tertschkas gemäß, welche inzwischen, dürftig genug, ebenfalls Mittag gehalten hatte und nun auf einen Wink des Stiefvaters daran ging, das Kochgeschirr zu scheuern. Die anderen lagerten sich draußen im Schatten der Hütte, um den Rest der Ruhestunde zu verschlafen. Der Aufseher jedoch nahm eine kleine Pfanne vom Herde, in welcher sich ein lecker zubereitetes Huhn befand, und stellte sie nebst Teller und Eßzeug und einer Flasche Wein auf den nahen Tisch. Als er sich eben anschicken wollte, behaglich zu schmausen, fiel sein Blick auf Georg, welcher, den leeren Napf zwischen den Knien, still überlegte, ob er nicht Tertschka beim Scheuern helfen solle, wovon ihn aber eine geheime Scheu vor dem grimmigen Manne abhielt. „Was sitz'st du da und gaffst?“ schrie jetzt dieser. „Pack' dich hinaus zu den anderen! Ich brauch' hier keinen Spion, der mir den Bissen vom Maul wegguckt!“ Georg schrak empor, schlich aus der Hütte und legte sich draußen auf den sonnigen Boden nieder, da er im Schatten keinen Platz mehr fand. Nach einer Weile ließ der Aufseher wieder die Glocke zur Arbeit erschallen; er selbst begab sich in seinen Verschlag, um nun auch Siesta zu halten. Die Männer reckten und dehnten sich und folgten nur zögernd dem Rufe; einige drehten sich sogar auf die andere Seite und schliefen weiter. Georg aber schritt mit Tertschka wieder zum Steinbruch hinan, wo sie, bis der Abend sank, ihrer harten Pflicht oblagen. Und auch in den Tagen, die nun folgten, saßen sie nebeneinander. Denn die Kräfte Georgs hoben sich wirklich; die bitterste Not war ja vorüber, zudem schien der frische Hauch der Gebirgsluft heilend auf seinen fiebersiechen Körper zu wirken. Er schwang den Hammer schon ganz rüstig und erzählte dabei der armen Genossin allerlei aus seinen Militärsjahren. Es waren freilich keine munteren Abenteuer und kecken Soldatenstreiche, was er vorbrachte; bei seinem scheuen und in sich selbst gedrückten Wesen hatte er ja nur die Schattenseiten eines Standes kennen gelernt, der so manchem anderen den heitersten Genuß des Daseins eröffnet. So konnte er nur berichten von den Leiden der Rekrutenzeit, welche ihm die unerbittliche Korporalsfaust zur Hölle gemacht, von langem Schildwachstehen im Schnee, von beschwerlichen Märschen und nächtlichen Kämpfen im Regen und Sturm — und vor allem,

wie er bei der Belagerung Venedigs mit seinem Regimente vor dem Fort Malghera gestanden und dort ihrer Hunderte in der faulen Sumpfluft vom Typhus und von der Cholera hinweggerafft wurden. Tertschka hörte still zu. Vieles faßte sie nur halb oder gar nicht; denn die Dinge, von denen er sprach, hatten ja stets so fern ab von ihr gelegen, und vollends von einer Stadt, die mitten im Wasser erbaut sei, konnte sie sich keinen Begriff machen; wie ihr denn auch bei dem Worte „Meer“ nichts als eine undeutlich schimmernde Wolke vorschwebte. Aber sie fühlte heraus, wie schlecht es Georg all seine Tage ergangen sei, und erzählte hinwieder auch, was ihr Trübes und Trauriges aus ihrem trüben, eiförmigen Dasein in der Erinnerung geblieben war. So trösteten sie sich unbewußt gegenseitig, und es tat ihnen wohl, daß sie jeden Morgen, die Hämmer auf der Schulter, zum Steinbruch hinanstiegen und die langen sonnigen Tage nebeneinander verbringen konnten, wobei sie oft den Ruf der Glocke überhörten oder darob erschrafen, weil er sie aus ihrer wehmütig trauten Einsamkeit in die wüste Gemeinschaft der Hütte zurücktrieb. —

Aber nicht lange sollte die Zeit dauern, wo sich die beiden in lang erduldetem Not und still entsagendem Kummer, wie andere in Lust und Fröhlichkeit und drängender Lebensfülle, immer inniger zusammenfanden. Sei es, daß der Aufseher durch die anderen Arbeiter von ihrem Einvernehmen übelwollende Kunde erhalten, sei es, daß er es mit dem Instinkte der Bosheit von selbst erraten hatte — genug: er stand eines Tages hinter ihnen. „Was hockt ihr da beieinander wie die Kröten?“ schrie er, während sie erschrocken auffahen. „Marsch, du Hungerleider, zu deinen Kameraden, wo du hingehörst!“ Und damit streckte er gebieterisch die Hand gegen den unteren Teil des Steinbruches aus. „Und du, heimtückisches Mas,“ wandte er sich zu Tertschka, während Georg betroffen und sprachlos dem Befehl Folge leistete, „mir scheint, du hältst es mit dem elenden Krüppel da? Wart', das will ich dir austreiben! Wenn ich euch noch einmal beisammen seh', so ist der Kerl die längste Zeit hier gewesen, und du erblickst mir kein Tageslicht mehr!“ —

So wurden sie rauh und plötzlich auseinandergerissen. Georg mußte in den nächsten Tagen unten am Bahngeleise arbeiten, und wenn sie um die Mittagsstunde oder nach Sonnenuntergang

in der Hütte zusammentrafen, so wagten sie kaum, sich anzusehen, geschweige nur ein Wort miteinander zu reden. Denn der Aufseher behielt sie scharf im Auge, und auch die anderen schienen mit stumpfer Schadenfreude über ihnen zu wachen.

Eines Abends jedoch — es war Samstag — hatte sich der Aufseher mit einigen Zechgenossen in die Schenke einer nahen Ortschaft begeben, indes die Zurückgebliebenen, wie gewöhnlich, den eben erhaltenen Wochenlohn an ein Spiel Karten wagten, dessen beschmutzte Blätter in ihren Händen die Runde machten. Während es dabei immer wüster und lärmender herging, faßte Georg Mut, sich verstohlen Tertschka zu nähern, die in ihrem Schlafwinkel auf einer alten Kiste saß, das Haupt auf die Hände gestützt. „Tertschka,“ sagte er leise, indem er ein kleines ledernes Beutelchen aus der Tasche zog, „hier ist das letzte von dem Gelde, das ich dir schuldig bin.“ Und dabei legte er sachte einige Kreuzer in ihren Schoß.

„Ach, laß es“, erwiderte sie; „du wirst es noch brauchen.“

„Wozu sollt' ich's brauchen?“ fuhr er niedergeschlagen fort. „Ich habe keine Freude mehr auf der Welt, seit ich nicht mehr mit dir arbeiten kann.“

„Ich auch nicht,“ sagte sie leise.

„Weshalb er uns nur auseinandergesagt hat?“ begann er nach einer Weile. „Ihm könnt' es doch nur eins sein, ob wir beisammen sitzen oder nicht; wenn wir nur unser Tagewerk ordentlich verrichten.“

— Sie blickte vor sich hin. „Er ist ein böser Mensch,“ sagte sie endlich, „der nicht sehen kann, daß es einem anderen wohl ist, und jeden gern um sein Liebstes bringt.“

Tertschka war bei diesen Worten aufgestanden, hatte den Deckel der Kiste zurückgeschlagen und holte jetzt langsam eine wollene Jacke, einen Rock aus Rattun und ein Paar schwere Schuhe hervor. Dann noch ein verschossenes rotes Halstuch und einen alten Rosenkranz mit einem Kreuzlein von Messing daran, welche Gegenstände sie samt und sonders auf dem wieder herabgelassenen Deckel der Kiste sorglich zurecht legte.

„Was tust du denn da?“ fragte Georg, der ihr zusah.

„Ich will morgen nach Schottwien hinunter in die Kirche gehen,“ erwiderte sie. „Er kann's frei-

lich nicht leiden, denn er kennt keinen Herrgott, und hat schon die Mutter immer gescholten, weil sie Sonntags niemals die Messe versäumen wollte und mich immer mit sich nahm. Er weiß mir immer etwas in den Weg zu legen, und ich bin schon zwei Monate nicht mehr von der Hütte weggekommen. Aber morgen geh' ich; er soll sich anstellen, wie er will. Ich mag nicht das Beten ganz verlernen unter dem Volk, das nur ans Trinken und Kartenspielen denkt."

Georg sah vor sich hin. „Ich bin auch schon lang' in keiner Kirche gewesen," sagte er. „Wie schön wär' es, wenn ich morgen mit dir gehen könnte."

„Ja, es wär' schön; aber es kann nicht sein."

„Je nun", fuhr er fort, „der Aufseher müßt' es gerade nicht merken. Wir gingen ein jedes für sich allein fort, und wir fänden uns erst unten wo zusammen."

Sie dachte nach. „Du hast recht; so wär' es möglich. Aber du müßt' lange vor mir aufbrechen. Gleich links von der Hütte führt ein schmaler, versteckter Steig ins Tal hinab; unten steht ein hölzernes Kreuz — dort könntest du mich erwarten. Aber jetzt geh'," setzte sie ängstlich drängend hinzu, „damit die anderen nicht merken, daß wir miteinander gesprochen haben."

Und so ging er und suchte das harte Lager auf, wo er mitten unter dem lauten Gezänk der Spielenden in froher Erwartung des kommenden Tages sanft einschlief. —

Am anderen Morgen funkelte die Welt in hellem Sonnenglanze, als Georg den steilen Fußpfad hinabstieg, welchen ihm Tertschka bezeichnet hatte. Er lugte dabei nach dem Kreuz im Tale aus und gewahrte bald, wie es morsch und windschief aus jungen Fichtenschößlingen hervorsah. Nun hatte er es erreicht und setzte sich, da es noch früh war, auf den bemoosten Steinblock, der gleichsam als Betschemel davor lag. Tiefes, sonntägliches Schweigen umgab ihn; selbst die Bienen über den Gentianen, die hier in reicher Zahl ihre dunkelblauen Kelche erschlossen, schienen nicht zu summen. Georg kam ein unwillkürliches Lauschen an, und wie er so recht in die Stille hinein horchte, da ward es ihm, als vernehm' er ein leises, feierliches Gewoge von Glockentönen in der Luft. Nach und nach aber stellte sich die Ungeduld des Erwartens ein. Er erhob sich, schritt auf und nieder und pflückte einige Gentianen, auch weiße und gelbe Blumen, die hier und dort wucherten. „Die will ich der

Tertschka geben, wenn sie kommt," sagte er zu sich selbst, indem er auf den unbeabsichtigten Strauß sah, den er in der Hand hielt. Dann brach er noch ein langes Farrenkraut ab und steckte es an seine Mütze, wo es sich, hin und her schwankend, gleich einer Schwungfeder ausnahm. Endlich gewahrte er auf der Höhe ein flatterndes Gewand, und bald war Tertschka bei ihm, welcher er bis zur Hälfte des Steiges hinauf entgegengeeilt war. „Da bin ich," sagte sie rasch atmend. „Er hat mich diesmal ohne viele Worte gehen lassen." Georg stand vor ihr und sah sie an. Sie hatte heute ihr Kopftuch abgelegt, trug das schlichte Haar frei gescheitelt, und ihr Antlitz wurde von dem verblichenen Rot des Halstuches sanft umleuchtet. Auch die dunkle Jacke, die freilich viel zu weit war, und der helle Rattunrock ließen ihr so übel nicht. „Wie schön du heut aussiehst!" sagte er endlich. Sie schlug erglühend die Augen nieder. „Ich hab' das alles noch von meiner seligen Mutter," erwiderte sie, indem sie den bauschenden Rock zurechtdrückte. „Ich trag' es so selten, und da hält es sich." „Da hast du Blumen," fuhr Georg fort; „ich hab' sie unterdessen gepflückt." Sie nahm den Strauß, den er früher halb hinter sich verborgen hatte, und wollte ihn vor die Brust stecken. Aber er war zu groß, und sie behielt ihn in der Hand, um welche sie den Rosenkranz gewunden hatte. So schritten die beiden durch die grünen Gefilde und an schmalen Äckern vorüber, wo das Korn bereits geschnitten und aufgehäuft lag, bis sie den Markt Schottwien erreicht hatten. Dort trafen sie alles in Bewegung. Denn es war eben Kirchtag, und die lange breite Gasse, aus welcher der Ort besteht, wimmelte von festlich gekleideten Menschen und leichtem Fuhrwerk. Vor der Kirche aber hatte man Bretterbuden aufgeschlagen, und dort war eine Menge der verschiedenartigsten Dinge bunt nebeneinander zum Verkauf ausgelegt. Tücher, Tabakspfeifen, Messer, Glasperlen und Wachskorallen; allerlei Kochgeschirr, Pfefferkuchen und Spielzeug für Kinder. Sie blieben eine Weile bewundernd vor all diesen Herrlichkeiten stehen, und Georg bekam Lust, eine Pfeife zu kaufen. Als er noch Soldat war, hatte er geraucht; später, in seinem Elend, hatte er's aufgeben müssen, nun aber, da er sein Brot erwarb und weder trank noch spielte, wie die anderen, konnte er sich diesen Genuß wohl wieder gönnen. Er teilte seine Absicht Tertschka mit, und diese sprach ihm zu, er möge nur handeleins

werden; sie selbst würde unterdessen langsam vorausgehen. „In der Ortskirche sind zubiele Menschen“, sagte sie. „Eine halbe Wegstunde außerhalb des Marktes liegt eine einsame Kirche; in

ihm ein funkelnder Schmuck von gelben Glasperlen in die Augen, und er dachte, wie schön sich der am Halse Tertschkas ausnehmen würde. Da der Preis, welchen der Händler forderte, nicht



Alte Gasse in Tinzten (Julierpaß).

Phot. Hans Gastein, Zürich.

der bin ich schon einmal gewesen und will auch heute wieder hineingehen.“ Sie meinte damit „Maria Schutz“ am Fuße des Sonnwendsteins. Georg drängte sich durch eine Gruppe von Gassern und Feilschenden und erstand eine hübsche Porzellanpfeife mit bunten Troddeln. Dabei fiel

allzu hoch war, so ließ er sich das Geschmeide in Papier wickeln und steckte es zu sich. Mit den paar Kreuzern, die er auf eine Guldennote herausbekam, kaufte er in der anstößenden Bude ein großes Herz aus Pfefferkuchen; dann sprang er noch um ein bißchen Tabak in den nächsten

Kramladen und eilte mit seinen Schätzen der Vorangegangenen nach. Er zeigte ihr zuerst die Pfeife, die ihr wohl gefiel. „Das ist für dich,“ sagte er hierauf und gab ihr das Herz. Es war mit einem farbigen Bildchen geschmückt, das ein zweites kleines Herz vorstellte, von einem Pfeile durchbohrt; ein Blumengewinde faßte das Ganze ein. Sie betrachtete es still und schob es mit dankendem Lächeln zwischen den Strauß und den Rosenkranz ein. „Ich habe noch etwas für dich gekauft,“ fuhr er nach einer Weile fort, indem er das kleine Päckchen langsam aus der Tasche zog und die Perlen durch die geöffnete Papierhülle bliken ließ. Sie warf einen Blick darauf. „Wie kannst du nur soviel Geld für mich ausgeben!“ sagte sie; aber ihre Miene strahlte von froher Überraschung und reinsten Freude. „Für dich möcht' ich alles hingeben,“ erwiderte er innig. „Aber nimm es gleich um; es wird dir gut stehen!“ Sie reichte ihm, was sie in der Hand hatte, und legte dann den Schmuck um ihren Hals. Da er aber etwas eng und rückwärts festzumachen war, so konnte sie damit nicht recht zustande kommen. „Laß das mich tun!“ rief er, gab ihr wieder alles zurück, drückte, nachdem sie sich umgewendet, ihre braunen Haarflechten sanft empor und schob die beiden Teile einer kleinen Schließe ineinander. „So!“ sagte er, indem er mit zufrieden prüfendem Blick vor sie hintrat. Dann gingen sie fröhlich weiter und hatten bald die Kirche erreicht, die aus schattigen Wipfeln hervorsah. Sie trafen nur sehr wenige Beter an; ein alter Priester mit grämlichen Gesichtszügen war eben zum Altar getreten und begann gleichgültig die Messe zu lesen. Tertschka kniete in der letzten Reihe der Bänke nieder, legte den Strauß und das Herz vor sich hin und faltete die Hände. Georg blieb hinter ihr stehen. Es wurde ihm ganz eigentümlich zumute in dem stillen Raume. Durch die hohen schmalen Bogenfenster fiel das Licht sanft und mild herein; er hörte das Gemurmel des Priesters, das Klingen des Ministrantenglöckleins, und Andacht durchschauerte ihn. Aber beten konnte er nicht; er blickte nur unverwandt auf Tertschka, die vor ihm kniete und mit gesenktem Haupte leicht die Lippen bewegte. Die Messe war bald zu Ende; der Priester gab den Segen, und die Anwesenden entfernten sich. Nur Tertschka verweilte noch. Endlich bekreuzte sie sich, stand auf und schritt, während Georg folgte, nach der Tür, wo der Rüster bereits ungeduldig die Schlüssel klirren ließ. Draußen leuchtete der goldene

Vormittag, und nicht weit von der Kirche entfernt streckte ein stattliches Wirtshaus einen Busch von Tannenreisern gar einladend aus. „Willst du dich schon auf den Heimweg machen?“ sagte Georg, da Tertschka wieder schweigend den Weg nach dem Markte einschlug.

„Wohin sollten wir denn?“ erwiderte sie und sah empor.

„Dort drüben ist ein Wirtshaus. Ich glaube, wir könnten uns heut' etwas zugute tun, Tertschka. Wer weiß, ob wir wieder einmal miteinander gehen.“

„Nun, wenn du Lust hast,“ sagte sie und blieb stehen. „Der Aufseher wird freilich schelten, wenn ich so spät zurückkomme. Aber du hast recht: wer weiß, ob wir wieder einmal miteinander gehen.“

Sie schritten also auf das Haus zu, vor welchem sich ein sanfter Hügel erhob. Dort wurzelte eine alte, riesige Buche und breitete ihre Äste über einer Anzahl roh behauener Tische und Bänke aus. Aber niemand saß daran. Es war ganz still und einsam hier; nur drinnen schien sich geschäftiges Leben zu regen. Endlich sah der Wirt aus der Tür, in schneeweißen Hemdärmeln, ein grünes Samtmützchen auf dem Kopfe. Er trat, die ungewohnten Gäste von der Seite anblickend, heraus und brachte auf das Begehren Georgs Wein in einem großen Henkelglase, Brot und Fleisch. Das setzte er ihnen auf den Tisch, an welchem sie sich niedergelassen hatten, verlangte gleich die Bezahlung und eilte wieder ins Haus zurück. Georg schob Tertschka den Teller zu, und diese zerlegte nun das Fleisch in kleine Stücke. Dann brachen sie das Brot und begannen gemeinschaftlich zu essen, wobei sich Tertschka, da der Wirt nur für einen gesorgt hatte, des Messers als Gabel bediente. Auch den Wein genossen sie zusammen, nacheinander das Glas zum Munde führend. Nach beendetem Mahle brannte Georg seine Pfeife an und sah wohlgenut dem Rauche nach, der sich leicht und bläulich in die sonnige Luft hineinräuselte. „Schau, Tertschka,“ sagte er, indem er seine Hand auf die ihre legte, „das hätten wir uns gestern früh nicht träumen lassen, daß wir heute so fröhlich beieinander sitzen würden.“

„Ja“, erwiderte sie, „ich hätt' es nicht verhofft.“

Inzwischen war der Mittag herangerückt, und mit einemmal ertönten in der Ferne lustige Klänge von Hörnern und Klarinetten. Gleich

darauf stürzte der Wirt aus der Thür. „Die Hochzeiter sind da!“ rief er dem nachfolgenden Gesinde zu. „Sputet euch! Die Tische sollten schon gedeckt sein.“ Der Befehl wurde rasch ausgeführt, und es war auch hohe Zeit; denn schon kam, von der lärmenden Ortsjugend umsprungen, ein stattlicher Zug in Sicht. Spielleute voran; dann ein jugendliches Brautpaar; hinterdrein die ganze Sippchaft, zahlreiche Hochzeitsgäste und ein Rudel Neugieriger. Im Nu waren die Tische besetzt und umlagert, und nun ging es an ein Schmausen, Trinken und Jubilieren, und die Musikanten, die auch Streichinstrumente mitgebracht hatten, fiedelten und bliesen dazu, daß ihnen fast der Odem ausging. Es waren seltsam wechselnde Empfindungen, die unser Paar inmitten dieser lauten Lustbarkeit überkamen. Zuerst hatten sie erstaunt in das bunte Gewirr hineingeblickt; dann aber konnte Tertschka das Auge nicht mehr von der Braut abwenden. Die sah auch gar schön aus und mußte eine reiche Bauerstochter gewesen sein. Sie trug ein knappes Mieder von schwarzem Samt, das ihren schlanken Wuchs deutlich hervortreten ließ; ein Kettlein von eitel Gold war fünf- oder sechsmal um ihren Hals geschlungen, und das hohe Myrtenkränzlein in dem blonden, hinten in zwei langen Zöpfen herabfallenden Haar stand ihr zu dem etwas stolzen und strengen Gesichte wie eine kleine Krone. Auch der Bräutigam war ein stattlicher Junge, dem gegen Bauernsitte ein Bärtchen an der Oberlippe dunkelte und dessen schmucker, mit Gembart und Feder gezielter Jägerhut wohl imstande war, die Bewunderung Georgs auf sich zu lenken. Nach und nach aber beschlich die beiden ein hanges, drückendes Gefühl der Verlassenheit unter den vielen Menschen, davon gar manche sie mit scheelen Blicken musterten, als wollten sie fragen: „Was haben die hier zu schaffen?“

Endlich wandte sich Tertschka an Georg. „Komm', laß uns fortgehen. Wir taugen nicht unter die Leute. Wir wollen uns drüben am Waldrand niedersetzen. Dort können wir alles von weitem mit ansehen und der Musik zuhören.“

Er war es zufrieden, und so schritten sie dem dunklen Fichtenwald entgegen, dessen Saum die helle Wiese begrenzte. Auf einem kleinen Abhänge ließen sie sich nieder und lauschten den Klängen, die, lieblich gedämpft, zu ihnen herüberzogen. Mit einem Male ward es still; sie sahen, wie drüben alles von den Tischen aufstand und einen Halbkreis bildete. Gleich darauf begannen wieder die Geigen zu schwirren.

„Die Brautleute tanzen!“ rief Tertschka. Und wirklich war es so. In gehaltenem Tempo und mit zierlichen Wendungen bewegten sich die hohen schlanken Gestalten auf dem grünen Plan. „Wie lustig sie sich drehen!“ fuhr Tertschka fort, indem sie sich unbewußt an die Schulter Georgs lehnte. „Schau nur!“

„Ja, es sind glückliche Leute,“ sprach er, ohne hinzusehen, wie im Traum. — „Wenn wir nur auch einmal Hochzeit haben könnten.“

„Ach geh',“ sagte sie leise und langte nach einer roten Blume, die zu ihren Füßen blühte.

„Kesi,“ fuhr er fort — es war das erstemal, daß er sie so nannte — und legte seinen Arm schein und bebend um ihren Leib, „Kesi — ich hab' dich so lieb!“

Sie erwiderte nichts; aber in dem Blick, den sie zu ihm aufschlug, lag es für ihn wie ein wogendes Meer von Glück. Und als jetzt drüben die Geigen lauter jubelten und das Brautpaar, durch allseitiges Rufen und Händeklatschen angefeuert, sich im stürmischen Wirbel dahinschwang, da zog er sie fest ans Herz, und ihre Lippen schlossen sich zu einem langen, tiefen Kusse zusammen. — (Schluß folgt.)

Sommerabend.

Die Sonne ist geschieden
Mit ihrem heißen Schein;
Da kehrt ein süßer Frieden
In meinem Herzen ein.

Aus stiller Dämm'ring steigt
Der helle Abendstern;
In leisem Beten schweiget
Der Himmel nah und fern.

Es öffnen sich die Hallen
Am goldnen Himmelszelt;
Heil'ge Gedanken wallen
Wie Engel durch die Welt.

Mein selig Auge blinket,
Mein klopfend Herz wird weit;
In meine Seele sinket
Ein Tropfen Ewigkeit!

Ludwig Pfau.